

Die neue Eisenbahnbrücke über die Thur bei Andelfingen

Autor(en): **Hug, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575435>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Kritik schreibt: „Der jugendliche Künstler kam, spielte und siegte — er siegte glänzend, und zwar mit dem Bériotischen Konzert in A-dur, einer Elegie von Ernst und dem spanischen Tanz von Sarasate. Der kleine Collin beherrschte seine Geige — ein kostbares italienisches Instrument: fecit Giuseppe Testore, Milano 1732 — mit souveräner Sicherheit; die Technik ist glänzend, das Spiel in allen Lagen entzückend klar und rein, dabei wirklich seelenvoll.“ — Von diesem Tag an begegnen wir in den Kritiken aller folgenden Jahre den fast stereotyp wiederkehrenden enthusiastischen Bezeichnungen „Geiger-Prinz“, „Paganini II.“ und ähnlichen.

Martin selbst war über solche Erfolge ganz verblüfft. Und mit welchem fast anbetenden Entzücken konnte er von der Kunst der Großen, eines Joachim z. B., reden! Wie schaute er zu seinem Lehrer auf! Welch eine Demut besaß er, wenn er sich in sein mit der ganzen Kraft jugendlicher Bewunderung erfahres Ideal Paganini vertiefte! Die Biographie dieses unerreichten Meisters der Technik und der Seelenglut zugleich, seine „Schule des Geigenspiels“, war seine liebste Lektüre. Hier floß all das reichlich gespendete Lob, all die Verzärtelung und Verhätichelung, die er wohl erfuhr, schadlos in den Brunnen einer immer glühenderen Verehrung und immer heißer gefasster Vorzüge nieder. Hier endete das Wunderkind und reifte zu einem ganzen Künstler heran.

Ernste Arbeit.

Mit dem vierzehnten Altersjahr legte unser Junge mit einem Male die Ausgelassenheit des Kindes ab und stürzte sich in eine unausgesetzte Tätigkeit, eine für sein Alter erstaunliche Pflichterfüllung, die ihn bis an sein Ende nicht mehr verließ.

Im Jahr 1895 wurde der Vater als zweiter Kapellmeister ans Stadttheater von Basel berufen. Martin blieb noch ein Jahr zum Abschluß seiner dortigen Studien in Straßburg. Wie sehr seine Kunst gewachsen war, sieht man am besten daraus, daß er, als er den Eltern nach ihrer neuen Heimat nachgereist war, sofort ins Symphonieorchester aufgenommen wurde. Hier spielte er noch ein Jahr lang mit dem alten tüchtigen Konzertmeister Bargheer zusammen, der fest an eine große Zukunft seines Schützlings glaubte, leider aber bald darauf starb. Herr Dr. Hans Huber stellte dem Sechzehnjährigen eine glänzende Empfehlung an alle Konzertgesellschaften aus, die diese veranlassen sollte, den jungen Künstler als Solisten bei ihren Aufführungen zu engagieren.

Noch nicht ganz sieben Jahre alt war Martin, als er als

Konzertmeister für die Sommeraison in Baden-Baden berufen wurde. Es war damals in der Kurstadt, die die höchsten Anforderungen stellt, ein Orchester aus ganz vorzüglichen Kräften beisammen. Alle Mitwirkenden — und das will in diesen Kreisen viel sagen — hielten ihren Führer am ersten Geigenpult für einen bedeutenden Künstler. Zugleich gastierte in Baden-Baden ein erstklassiges Wiener Operetten-Ensemble, das zu begleiten war. Und Martin, der vorher nie in einem Theaterorchester mitgespielt hatte, bewährte sich auch hier aufs beste. Daß es sich die Konzertleitung nicht nehmen ließ, die Anwesenheit eines solchen Geigers für sich solistisch auszunutzen, versteht sich von selbst. Als solchen hörte ihn auch Herr Professor Hugo Hermann aus Frankfurt a. M., der ihn sofort mit nach Frankfurt mitnehmen wollte.

Statt aber diesen lohnenden Aussichten zu folgen, war dem Unermüdlischen, der nie mit sich selbst zufrieden war, die Weiterbildung, wenn auch mit Opfern, das selbstverständliche Muß. Mit großer Verehrung hing er an dem Leiter des Stuttgarter Konservatoriums, Professor Edmund Singer. Nachdem er sich die Erlaubnis des Vaters geholt, das selbstverdiente und ersparte Geld hiezu zu verwenden, siedelte er nach der Hauptstadt Württembergs über, um seine Studien zu vollenden.

Er spielte dem berühmten Pädagogen eine Fuge aus den Solosonaten von Bach vor. Mehr war nicht nötig, um ihm sofort ein Stipendium zu erwirken, das ihm nicht bloß zum Geigenpiel, sondern zur Pflege aller andern Musikfächer den Weg öffnete. Drei Jahre war er in Stuttgart, hörte auch bei Professor Lang den Contrapunkt. Es würde die Grenzen unseres Nachrufs überschreiten, wenn wir ihm dabei im einzelnen folgen wollten. Genug, daß er sich auch hier bei den Prüfungen und in Privatzielen begeisterte Verehrer erwarb, die den Augenblick kaum erwarten konnten, bis er als einer der Ersten vor den Schranken Europas um die Palme rang.

Und doch ist mit dieser ernsten Studienzeit die eiserne Gewissenhaftigkeit im täglichen Leben nicht beendet gewesen. Sein Fleiß kannte keine Grenzen. Essen und Trinken vergaß er beim Studieren. Mochten die Kritiker entzückt sein, er legte sich auf die Lorbeeren nicht schlafen.

Ohne Aufhören konnte er an einem Takte stundenlang feilen, bis er ihm genügte.

Kein Wunder, wenn seine Technik daher eine ganz staunenerregende, verblüffende war. Kein Wunder aber auch, wenn — seine Gesundheit darunter litt.

(Schluß folgt).



Martin Collin (1882—1906).

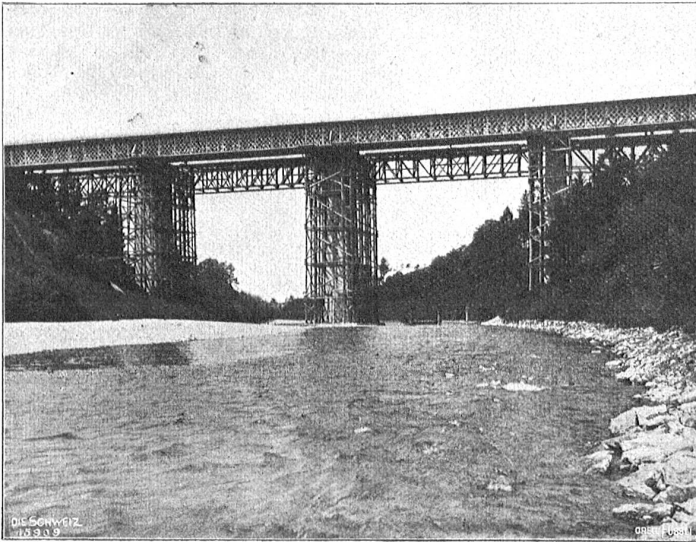
Die neue Eisenbahnbrücke über die Thur bei Andelfingen.

Mit drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Nachdruck verboten.

Zehn Minuten oberhalb des Dorfes Andelfingen steht die Eisenbahn Winterthur-Schaffhausen auf einer großen, mit ihrem zarten Gitterwerk allen Reisenden wohlbekannten Brücke über die Thur. Bald wird brausend ihre trüben Fluten dahinzügelnd, bald zu einem ruhigen, zahmen Bache zusammenge-

chrumpft, eilt die Thur dem Rheine zu. Drei schlanke, über dreißig Meter hohe Steinpfeiler geben der hundertvierunddreißig Meter langen Brücke den nötigen Halt. Seit der Eröffnung der Bahnlinie, also fast dreißig Jahre, hat die alte Brücke dem Verkehr gedient. Nun sollte sie, ähnlich wie vor acht Jahren



Andelfinger Eisenbahnbrücke Abb. 1.
Alte Brücke und darunter Holzgerüst für die Montage der neuen.

die Limmatbrücke bei Zürich, durch eine neue ersetzt werden, ohne daß jedoch der Eisenbahnbetrieb eine Störung erleiden durfte.

Um die Summe von hundertsechzigtausend Franken wurde die ganze Arbeit an die rühmlich bekannte Brückenbaufirma „Mechanische Werkstätte Döttingen (Murgau)“ vergeben.

Zu Anfang des letzten Winters ließ die Unternehmung flussabwärts, angelehnt an die Steinpfeiler, mit einem Kostenaufwand von fünfundschrzigtausend Franken ein Holzgerüst erstellen, auf dem die neue Brücke vollständig montiert wurde. Unter unsichtiger Montageleitung bewältigte eine gutgeschulte Arbeiterschar die Arbeit bis Ende Juli, ohne daß dabei nennenswerte Unglücksfälle vorgekommen wären. Die Vorbereitungen für einen, den Eisenbahnbetrieb in keiner Weise hemmenden Umtausch der Brücken mußten nun noch getroffen werden.

In der Nacht vom 13. auf den 14. August fand das interessante Schauspiel des Umtausches statt. Ein sommerlicher Sternenhimmel schaute auf den, auf luftigem Gerüst gelegenen, mit Fackeln und Acetylenlampen erleuchteten Arbeitsplatz. An beiden Ufern lagerte eine dichte Zuschauermenge aus den Dörfern der Umgebung. Sogar Wintertbur hatte Neugierige auf Velos und Automobilen geschickt. Kaum hatte nach halb zehn Uhr der letzte Zug die alte Brücke verlassen, wurden an beiden Enden die Schienen gelöst. Zehn kleine, unscheinbare hydraulische Winden, mit einer Tragkraft von je fünfzig Tonnen (auf dem dritten Bild hart neben dem mächtigen Granitquader sichtbar) hoben die Brücke geräuschlos um ungefähr dreißig Zentimeter, um sie dann auf die sechs Gleitbahnen abzusetzen. Auf diesen lag auch schon die neue Brücke. Durch sechs Drahtseile von je fünfundschrzig Millimeter Dicke waren die Gleitbahnen und ihre sechshundertfünfzig Tonnen schwere Last mit je einem Wellbock verbunden. Um halb zwölf Uhr, auf ein gegebenes Signal hin, wurden die Kurbeln der Wellböcke gedreht. Langsam und bedächtig rollte die alte Brücke flussaufwärts auf ein Gerüst hinaus. Dicht hinter ihr folgte die neue, sich leicht zwischen die beiden Brückenköpfe schiebend. In zweiundzwanzig Minuten, inbegriffen drei kleine Haltepausen, war die Verschiebung ohne die geringste Störung beendet. Wieder legten die kleinen Hebewerzeuge an, diesmal nun an der neuen Brücke, um sie von den Gleitbahnen abzuheben und auf ihre Lager zu senken.

Gegen Morgen wurde die Brücke mittelst zweier schweren Lokomotiven auf ihre Tragfähigkeit geprüft. Es ergaben sich Schwankungen von

nur acht bis zehn Millimeter, sodaß die neue Brücke sofort dem Betriebe übergeben werden konnte. Acht Stunden, nachdem der letzte Zug die alte Brücke passiert hatte, setzte der erste Morgenzug über die neue. Wenige seiner Insassen hatten wohl eine Ahnung, welche Wunder der Technik in der kurzen Spanne Zeit sich vollzogen, welche neues glänzendes Zeugnis ihrer Leistungsfähigkeit schweizerische Ingenieure und die Unternehmung sich ausgestellt hatten.

Joh. Hug, Zürich.

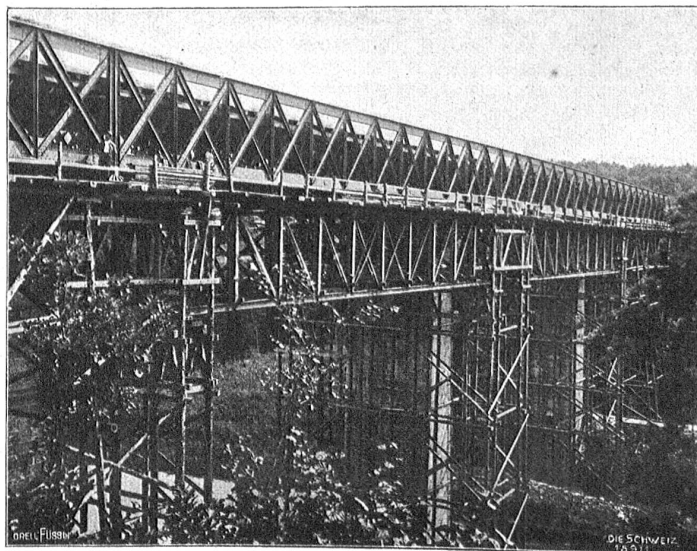
Vom Schweizer. Büchermarkt.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

„Für und gegen die Frauen“. Die Formulierung dieser Ueberschrift haben wir offen gestanden nicht recht begriffen. So schlimm, wie sie vermuten läßt, ist der Inhalt denn doch nicht. Abwägen der Argumente für und wider die Frauen ist nicht der Gegenstand dieser Serie. Es hat sich für unsern Lehrer darum gehandelt, dem weiblichen Geschlecht als solchem einige Direktiven für oder durchs Leben zu geben. Praktischer oder vielmehr belehrender Natur wie all diese Briefe sind auch die über die Frauen, wie sich übrigens ein jeder Kenner Hiltys sagen kann, daß er nicht für Dialektik zu haben ist und wohl zu allererst auf diesem schwierigen Gebiet. Der irreführende Titel aber findet sich in der Einleitung erklärt. „Sie machen in Ihrem Briefe die Bemerkung, man wisse oft in meinen Schriften nicht recht, ob ich für oder gegen die Frauen sei. Darauf wüßte ich in der Tat keine kategorische Antwort zu erteilen, wenn die Frage so gestellt bleibt, u. s. w.“

Auf den „Schrei des weiblichen Herzens nach Leben, viel Leben“, der ihm und uns wohl allen nichts Neues ist, will Hilty antworten. Erst läßt er ihn recht eindringlich vor uns hören, indem er in der ausgiebigsten Weise von einem Dokument, dem Briefe einer Dame Gebrauch macht, für den wir ihm vielen Dank wissen. Es ist eine erschütternde Sprache, eine Sprache eigentlicher Verzweiflung, die wir hier kennen lernen, ein Bekenntnis innern Glends, ein Räsonnement von einer Erbarmungslosigkeit, die wohl manches Kopfschütteln, jedenfalls aber Nachdenken, Mitleid und Ringen nach einem lebendigen lösenden Wort erzwingt. Die Antwort darauf gibt nun Hilty, wie er sie eben aus seiner Lebensanschauung heraus zu geben hat. Diese Briefe sind an eine Dame gerichtet. Damen müssen es nun sein, die darüber absprechen. Wenn es sich nicht um all-



Andelfinger Eisenbahnbrücke Abb. 2. Neue Brücke mit dem Holzgerüst.